



HANSJAKOB MARTI

BLUTIGE SPUREN **IM SCHNEE**

KRIMINALROMAN

CAMEO



HANSJAKOB MARTI

BLUTIGE SPUREN IM SCHNEE

KRIMINALROMAN

CAMEO

Hansjakob Marti wohnt seit seiner Geburt im kleinen Bergdorf Matt, weit hinten im Glarnerland. Er absolvierte eine landwirtschaftliche Ausbildung und arbeitete immer als Landwirt und Äpler. Als Lehrlingsausbilder und in verschiedenen Gremien tätig, lernte er viele Leute kennen.

Schon sein erstes Buch «Niggälifallä», erschienen im Somedia-Verlag, fand eine grosse Leserschaft.

Sein zweites Buch, «Mit denä Steinä muurä, wo mä het!», in Glarner Mundart, gab er im Herbst 2018 im Eigenverlag heraus. Gesundheitliche Beschwerden zwingen ihn, vor allem bei grosser Kälte, im Haus zu bleiben. Darum wagte er sich im Winter 2017/18 an seinen ersten Roman mit dem Titel «Blutige Spuren im Schnee».

Hansjakob Marti

Blutige Spuren im Schnee

Abenteuerroman

CAMEO

Copyright © 2020 Cameo Verlag GmbH, Bern
Alle Rechte vorbehalten.

*Cameo Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
mit einer Förderprämie für die Jahre 2019-2020 unterstützt.*

Lektorat: Rudolf Zollinger, I-Campiglia Marittima
Korrektorat: Christa Pellicciotta, Glarus
Umschlagabbildung: Sven Hartmann, Zürich
Umschlaggestaltung: André De Carvalho, Cameo Verlag GmbH, Bern
Layout und Satz: Rafael Schlegel, Cameo Verlag GmbH, Bern
ISBN: 978-3-906287-92-8

E-Book: CPI books GmbH, Leck

Es war ein lauwarmer Herbstabend. Der Föhn, der oft um diese Zeit von Süden her ins Tal hinunterbrauste, war aber nicht immer so harmlos wie heute. Oft heulte er mit über hundert Stundenkilometern durchs Tal und riss alles weg, was nicht niet- und nagelfest war. Nicht selten breitete sich nach dem Föhnzusammenbruch der Schnee bis in die Täler aus. Der Südwind war immer für eine Überraschung gut.

Gemächlich schlenderte Beni auf seinem Nachhauseweg durchs Dorf. Mit seinem durchtrainierten Körper bewegte er sich wie eine Raubkatze. Eben noch war er in einer Turnstunde des örtlichen Vereins gewesen. Obwohl er kein Freund von Beizentouren war, hatten ihn seine Kollegen überredet, noch kurz zu einem Schlummertrunk in eine der beiden Dorfwirtschaften einzukehren. Das Lokal war leer – bis auf den Ortspolizisten. Doch der bezahlte gerade sein Mineralwasser, grüsste kurz die eintretenden Turner, wünschte allen eine gute Nacht und verschwand. Beni mochte ihn eigentlich nicht, auch wenn ihm dieser nie etwas zuleide getan hatte. Aber er war nun einmal nicht sein Typ. Benis Freundin Moni hatte ihn deswegen oft ausgelacht und ihn ermutigt, doch endlich einmal mit dem Ordnungshüter auf gute Freundschaft anzustossen.

Der Ortspolizist Stefan Schumann hatte vor zwei Jahren den altershalber zurückgetretenen Vorgänger Jakob Bergmann abgelöst. Bergmann war stets ein Freund für Beni gewesen. Solange Jakob noch gut zu Fuss war, kletterten die beiden oft ganze Sonntage an den vielen

Felswänden in einem grossen Seitental. Im Winter, beim Eisklettern, bat Jakob allerdings Beni oft, er möge ihn doch mit dem Seil gut sichern. Wenn Beni nicht auf seinen Bergkameraden warten mochte, war er manchmal eine halbe Stunde früher oben am Einstieg in eine Fels- oder Eiswand als Jakob.

Geduldig wartete er jeweils auf seinen Freund. Endlich schweissnass oben angelangt, meinte Jakob manchmal: «Ich kann nicht verstehen, weshalb du immer auf einen so langsamen Seilgefährten warten magst, derweil du in der Zwischenzeit über alle Berge wärst!»

Aber Beni hatte nur lachend erwidert: «Wozu hat man denn Freunde?», hatte Jakob ans Seil genommen und zu klettern begonnen.

Doch eigentlich waren beide recht schweigsame Berggänger und verstanden sich auch ohne grosse Worte. Aber in den letzten Jahren war Jakob nicht mehr zum Klettern erschienen, weil ihn seine Hüften bedenklich plagten. Stattdessen war er, wie ihm der örtliche Arzt empfohlen hatte, mit dem Velo unterwegs. Der Kontakt riss aber nicht ab, und meist am Sonntagabend besuchte Beni Jakob zu Hause. Dann unterhielten sie sich über Gott und die Welt oder oft auch über ihre früheren Klettereien.

So schlenderte nun Beni nach einem kühlen Mineralwasser in Gedanken versunken an der zweiten Wirtschaft vorbei, in der noch zwei, drei Gäste hockten. Den Wirtsleuten sah man an, dass sie eigentlich gerne schliessen würden, weil die Gäste nur noch palaverten und nichts mehr konsumierten.

Kurz nach der Beiz passierte Beni das Gelände des grossen alten Fabrikgebäudes zu seiner Linken. Der

Besitzer der inzwischen leer stehenden Liegenschaft, eine angesehene Person, wie man so sagt, solle sich mit der Fabrik eine goldene Nase verdient haben, munkelten die Dörfler.

Der Föhn blies inzwischen etwas stärker. Bevor Beni zur Brücke kam, musterte er den Horizont. Dort waren die aufgetürmten Wolken trotz der dunklen Nacht sichtbar. Beni schnitt eine Grimasse. Am Sonntag wollte er wieder zum Klettern, und zwar an einen schwierigen Westhang, den normalerweise nur er allein erkletterte. Sollte aber das Wetter umschlagen, würde er diese Tour vergessen müssen.

Schon vernahm er das Rauschen des Bergbaches. Es waren nur noch wenige Meter bis zur Brücke. Er meinte, etwas gehört zu haben, und blieb stehen. Da war aber nichts. Kaum drei Schritte weiter blieb er abermals stehen. Diesmal hörte er doch etwas – und zwar deutlich.

Es war ein klagender Laut, irgendwo zwischen Fabrikgebäude und Bach. Zuerst dachte Beni an eine Katze, die auf Liebestour war. Aber plötzlich hörte er einen Schrei!

Beni rannte sofort in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war. Im Schein der Strassenlampe warf er einen immer länger werdenden Schatten auf den dortigen Rasen, bis er schliesslich ganz im Dunkeln stand. «Hallo! Ist hier jemand?», rief er. Da sah er schemenhaft eine Gestalt, die schnell hinter der Fabrikmauer verschwand.

Angestrengt durchsuchten Benis Augen die dunkle Gegend. Plötzlich entdeckte er neben einem Gebüsch einen hellen

Fleck und eilte hin ... Am Boden lag eine halbnackte Frau – leblos und verkrümmt wie eine weggeworfene Puppe. Für einen kurzen Moment kam der Mond zwischen den Föhnwolken hervor, und Beni erkannte das Gesicht der Frau. Ein eisiger Schreck durchfuhr ihn: Es war Hermine, die jüngere Schwester seiner Freundin Moni. Er sprach sie an, nahm ihren Kopf etwas hoch. Dabei spürte er, dass er in eine noch warme Blutlache griff. Hermine war tot! Er schrie laut auf.

Beni schüttelte sich und wollte sofort zum Wirtshaus zurück, um den Arzt zu alarmieren, als er den Dorfpolizisten sah, der von der Strasse herangeeilt kam. Stefan Schumann leuchtete mit seiner Taschenlampe direkt in Benis Gesicht, dann richtete er sie auf die tote Hermine. «Du verfluchter Kerl!», brüllte er Beni an. «Was hast du getan?» Er griff nach seiner Pistole, und Beni wurde schlagartig bewusst, was das bedeutete: Er war gerade auf scheinbar frischer Tat ertappt worden – von einem Polizisten, für den klar sein musste, dass Beni diesen Mord begangen hatte. Seine Gedanken überschlugen sich! Mit einem gezielten Fusstritt schlug er Schumann die gezückte Pistole aus der Hand, nutzte die Überraschung des Ordnungshüters aus und hetzte quer durch das Feld davon.

Schumann fluchte, tastete nach seiner Waffe und suchte im Licht der Taschenlampe nach dem Fliehenden. Er sah ihn gerade noch zwischen zwei Bäumen verschwinden. Er schoss sofort in diese Richtung, traf aber nicht.

Der Arzt Benedikt Weibel war etwas später als sonst ins Bett gegangen, weil ihn sein Freund und Lehrer Walter Lehner wieder einmal zu einer Schachpartie herausgefordert hatte. Die beiden kämpften schon seit

Jahren um den Titel eines Schachmeisters innerhalb ihrer eigenen vier Wände. Aber meistens, wenn der Arzt ein paar Partien gewann, kam der fünf Jahre ältere Lehrer zum Zug und machte die Hoffnungen des Mediziners zunichte. Beide waren keine Trinker, aber ein Schnäpschen oder zwei wurde ihnen von der Lehrersfrau doch ab und zu serviert.

Das Spiel fand immer im Haus des Lehrers statt, weil der Arzt ledig war. In Weibels Wohnung herrschte ein unglaubliches Durcheinander. Seine Praxishilfe hatte einmal aus seiner Wohnung einen Regenschutz holen müssen, weil der Arzt dringend zu einem Patienten mit Herzinfarkt gerufen worden war. Die Frau fand zwar den Regenschutz, aber das Chaos hatte sie regelrecht schockiert.

Erst zwei Tage später getraute sie sich, den Arzt schüchtern zu fragen, ob er etwas dagegen hätte, wenn sie ihm gelegentlich die Wohnung aufräumen würde. Doch dieser Vorschlag kam nicht gut an. Ihr Chef fuhr von seinem Sessel hoch und fauchte sie an: «Meine Wohnung geht Sie einen Dreck an. Überhaupt haben Sie dort gar nichts verloren!» Mit diesen Worten liess er die erschrockene Frau stehen, stürmte aus dem Haus und schlug die Tür so heftig hinter sich zu, dass die Wände wackelten.

Den einzigen Patienten, der noch im Wartezimmer sass, vertröstete die Praxishilfe auf den nächsten Tag – der Arzt sei zu einem dringenden Notfall gerufen worden ...

Der aufgebrachte Weibel aber eilte direkt in eine der beiden Beizen. Dort wies er die erstaunte Bedienung an, ihm eine Flasche Bier zu bringen. Mit prüfendem Blick

brachte sie dem Gast das Gewünschte. Weibels grimmige Miene hielt sie von Fragen ab. Entgegen seinen Gewohnheiten stürzte der Arzt das Bier in kurzer Zeit hinunter, zahlte und warf fast den doppelten Betrag, den das Bier kostete, in Kleingeld auf den Tisch und verabschiedete sich mit einem knappen Gruss.

Das war in all den Jahren das einzige Mal, dass er in Lehrer Lehnerts Haus trampelte, ohne anzuklopfen, und sich sogar herausnahm, der Dame des Hauses einen unanständigen Witz zu erzählen. Lehner verstand das ungewöhnliche Gebaren seines Freundes nicht.

Schon gar nicht, als sein Schachkollege sich verkehrt auf den Stuhl setzte, seinen Kopf auf die Lehne stützte und auf dem Schachbrett sofort einen Bauern ins Feld schickte. Das Spiel dauerte diesmal nicht lange, denn das Bier und die beiden Schnäpse zeigten Wirkung.

Schon nach zehn Minuten war Weibels Dame zwischen Läufern und Turm eingeklemmt, und Lehner griff nach der Dame des Arztes. Zwei, drei Züge später war Weibel schachmatt. Wütend packte er seinen König selber und warf ihn durch das Fenster ins Freie. Nur hatte Frau Lehner kurz zuvor das Fenster geschlossen, was dem alkoholisierten Arzt allerdings entgangen war. So schoss halt der Schachkönig durch die Scheibe, die klirrend in Brüche ging. Verdutzt blickte das Ehepaar dem leicht schwankenden Mediziner hinterher, der sich grusslos davongemacht hatte.

Allerdings war anderntags gegen Mittag ein reuiger und ziemlich zerknirschter Doktor Weibel beim Lehrerhaus vorbeigekommen. Er hatte sich tausendmal entschuldigt,

einen grossen Geldschein auf den Tisch gelegt und den Eheleuten beteuert, so etwas passiere ihm sicher nie mehr.

Heute aber war nichts Aussergewöhnliches vorgefallen – ausser dass Weibel fast alle Bauern geopfert, aber dann doch noch gewonnen hatte. Zufrieden ging der Arzt nach Hause, kämpfte sich durch das Chaos in seiner Wohnung, warf sich aufs Bett und schlief augenblicklich ein.

Das anhaltende Klingeln des Telefons weckte Benedikt Weibel. Schlaftrunken schaute er auf die Uhr: Eine halbe Stunde vor Mitternacht! Missmutig griff er zum Hörer. «Hallo, hier Weibel. Wissen Sie eigentlich, wie spät es ist?» Was er dann zu hören bekam, liess ihn sofort aufschrecken. Nun war er hellwach: eine vermutlich tote Frau, wahrscheinlich umgebracht worden. Das hatte es in seiner langen Karriere als Arzt noch nie gegeben!

Als er am Tatort erschien, waren schon ein paar Personen anwesend; zuvorderst stand Polizist Schumann. Hermine's Kleider waren etwas zurechtgerückt worden, um ihre Blösse zu bedecken. Weibel stellte sein Notfallköfferchen ab, griff nach Hermine's rechtem Arm, um den Puls zu fühlen. Anschliessend befühlte er die Halsschlagader, holte auch noch sein Stethoskop hervor und hörte damit die Brustgegend ab. Sein Gesicht war kalkweiss, als er stammelte: «Hermine ist tot!»

Schumann fiel auf die Knie, schrie laut auf und hämmerte mit den Fäusten auf den Boden. Der Arzt versuchte, ihn etwas zu beruhigen, sah aber bald ein, dass das vergebliche Mühe war.

Als sich Schumann etwas erholt hatte, wollte er eine Decke über dem Leichnam ausbreiten, aber der Arzt gebot ihm

Einhalt. Ihm war nämlich aufgefallen, dass die Bluse der jungen Frau bereits offen gestanden hatte, als er mit dem Stethoskop nach Herztönen gesucht hatte. Er bat Schumann, mit dem Zudecken der Toten noch zu warten. «Die Kriminalpolizei wird wissen wollen, woran Hermine gestorben ist.»

Hermine's Rock war zerrissen, und Weibel sah schnell, dass das ausgetretene Blut von einer Stichverletzung zwischen den Rippen in Richtung Herz herrührte. Auch der Slip der jungen Frau war zerrissen und nass. Hermine war vermutlich nach einem kurzen Kampf mit einem Messer erstochen worden.

Schumann hockte sich neben der Leiche nieder und weinte heimgungslos. Die meisten der anwesenden Dorfbewohner wussten, dass er ein Auge auf Hermine geworfen hatte. Darum bemitleideten sie ihn, denn schliesslich war es seine Angebetete, die da tot am Boden lag. Behutsam nahm der Arzt dem Polizisten die Decke aus der Hand und breitete sie über der Leiche aus.

Plötzlich schoss Schumann schreiend hoch: «Umbringen werde ich den Schurken, das schwöre ich!» Erst als er die fragenden Blicke der Umstehenden gewahrte, stiess er zwischen den Zähnen hervor: «Beni wars! Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Der hat offenbar nicht genug an Hermine's Schwester. Aber den werden wir schon kriegen ...» Dann verstand man seine Worte nicht mehr, weil er wieder zu schluchzen begann.

* * *

Fünf Minuten nach Mitternacht wurde Eduard Kurz von einem Anruf aus dem Schlaf gerissen. Bis zu seinem

Ruhestand dauerte es nur noch ein halbes Jahr, und der Kriminalinspektor freute sich diebisch auf die Gelder aus seiner Pensionskasse. Sein massiger Körper, der beileibe nicht vom Übereifer herrührte, bewegte sich nach einigem Hin und Her endlich in Richtung seines Autos. Doch da fiel ihm ein, dass er ja auch seinen jungen Gehilfen, Wachtmeister Schneider, wecken müsste. Er schüttelte seine grau melierte Mähne, kehrte fluchend um und griff zum Telefon.

Kurt Schneider nahm sofort ab, und fünf Minuten später war er mit seinem Velo bereits vor Kurz' Haus. Mürrisch klärte Kurz ihn darüber auf, was geschehen war. Schneider war ein kluger und lernfähiger Bursche. Er wusste genau, dass es gar nichts brachte, seinem Chef weiter zuzuhören und Fragen zu stellen. Deshalb schwieg er.

Am Tatort eingetroffen, wurden sie von Schumann informiert. Der Polizist hatte sich unterdessen etwas gefasst. Auf Kurz' Fragen gab er schnelle und klare Antworten. Er erklärte den beiden auch, er habe den Täter gesehen, der sei ihm aber leider entwischt. Er habe bei seinem abendlichen Rundgang einen Schrei gehört und sei diesem nachgegangen. Dabei habe er Beni vor Hermine kniend angetroffen und sofort festgestellt, dass sie tot war. Er sei zwar schockiert gewesen, aber doch geistesgegenwärtig genug, Beni als mutmasslichen Täter zu verhaften. Aber der sei ihm leider entwischt.

Der Kriminalinspektor sah sich die Leiche an, gab Weibel und Schumann Anweisung, einen ausführlichen Bericht zu schreiben. Zuletzt fragte er Schumann: «Sind die Angehörigen der Toten informiert worden?»

Schumann, offenbar immer noch mitgenommen, erschrak: «Daran habe ich leider nicht gedacht.» Ein abschätziger, strafender Blick liess ihn eilfertig hinzufügen: «Selbstverständlich werde ich das sofort nachholen ...»

Bereits auf dem Weg zurück zum Auto knurrte Kunz: «Das will ich hoffen!»

Am nächsten Tag erklärte ein sichtlich zufriedener Kurz seinem Gehilfen Schneider recht selbstgefällig: «Wären während meiner Amtszeit alle Kriminalfälle so leicht zu lösen gewesen wie dieser, hätte ich mir eine Menge Ärger ersparen können.»

Schneider nickte, dachte allerdings, dass er dieser Sache in den nächsten Wochen – nach der Verhaftung dieses Beni – noch etwas weiter nachgehen sollte.

Das war für ihn auch kein Problem, weil er während der Arbeitszeit meistens alleine im Büro sass, da sein Chef wegen wichtiger Sitzungen häufig abwesend war. Freilich war Schneider längst bekannt, dass Kurz seine Jasspartner jeden Tag irgendwo ausserhalb der Dörfer traf, um sich darauf zu Hause von den Strapazen auszuruhen. Circa eine Viertelstunde vor Dienstschluss erschien er jeweils im Büro, warf seine Mappe fluchend auf den Tisch und jammerte über seine engstirnigen Vorgesetzten, die ja keinen blassen Dunst von seiner immensen Arbeit hätten. Er sah sich noch kurz die Protokolle seines Wachtmeisters an, dann verabschiedete er sich jeweils noch vor Dienstschluss mit der Ausrede, die Zünipause sei wieder einmal ausgefallen.

Vor dem Büro angekommen, liess Kurz seinen Untergebenen aussteigen mit den Worten: «Wachtmeister Schneider, Sie wissen, was zu tun ist? Organisieren Sie

alles und machen Sie mir keine Schande!» Er startete sein Auto wieder, rief aber noch durchs offene Fenster: «Ich muss mich etwas ausruhen, heute war ein strenger Tag!» Danach bog er um die Häuserreihe und war weg.

Schneider stand einen Moment lang still, der Föhn riss ihm aber seine Dienstmütze vom Kopf, und nur mit ein paar schnellen Sätzen konnte er sie wieder einfangen. Von einem nahen Fenstersims kam ein Blumenstock geflogen, eine Plastikfolie wurde herangeweht. Schneider öffnete die Tür zum Büro und sah zu, dass er von der Strasse verschwand.

In der folgenden halben Stunde war er ständig am Telefonieren. Er bot die Pikett-Mannschaft auf, alarmierte sämtliche Polizeizentralen in der näheren Umgebung, weckte zwei Besitzer von Spürhunden und bat sie, möglichst bald herzukommen. So standen denn um zwei Uhr nachts bereits zehn Mann und zwei Hunde bereit, um nach Beni zu suchen. Am Tatort wurde die Gruppe instruiert. Dann begann die Suche nach dem Flüchtigen. Schumann und Weibel hatten die Leiche inzwischen in die Arztpraxis bringen lassen. Weibel wies darauf hin, dass heutzutage einem Landarzt nicht mehr alles geglaubt würde. Neuerdings würden in einem Fall wie diesem auch Gerichtsmediziner hinzugezogen.

* * *

Beni lief und lief. Er musste seine Gedanken ordnen! Seine Lunge brannte und sein Atem ging flatternd. Er mässigte sein Tempo ein wenig, um seine Lungen zu schonen. Längst lief er im Seitental die Bergstrasse hoch. Die Gegend kannte er wie seine Hosentasche, sodass er sich auch im Dunkeln sehr gut zurecht fand.

Was war geschehen? Eben war er noch friedlich auf dem Heimweg, und nun, etwa eine halbe Stunde später, war er ein gejagter Mörder! Er hastete weiter, und nach einer Stunde erreichte er die oberste Alphütte auf knapp tausendneunhundert Meter über Meer. Er hatte diese Strecke oft zu Trainingszwecken abgespult, aber der heutige Spurt war ein Rekord – was er allerdings nicht bemerkte. Beni war schweissnass. Normalerweise konnte er, oben angekommen, trockene Kleider aus seinem leichten Rucksack anziehen. Der war aber, wie auch sämtliche Kleider, bei ihm zu Hause.

Und Moni? Vor seiner Turnstunde hatte Beni seine Freundin gebeten, sie solle nicht auf ihn warten, weil es heute vielleicht etwas später werde. Moni war zu diesem Zeitpunkt erst seit drei Stunden zu Hause gewesen.

Die junge Frau arbeitete als Krankenschwester und war bei ihren Kolleginnen wie auch bei den Patienten sehr beliebt. Ihre unkomplizierte, freundliche Art machte sie im Spital bald zu einer unentbehrlichen Hilfe. Mit ihren blonden Haaren und ihrer sportlichen Figur war Moni zudem eine äusserst attraktive Erscheinung. Das war den Ärzten wie auch anderen männlichen Angestellten nicht entgangen. Moni aber wies alle Anbeter nicht unfreundlich, aber sehr bestimmt ab. Sie gab ihnen zu verstehen, dass für sie nur Beni infrage kam.

So war sie denn, nach zweijähriger Freundschaft, mit Beni zusammen in ein älteres Haus am Dorfrand gezogen. Das war vor drei Jahren, und erst vor vierzehn Tagen hatten die beiden Geburtstag gefeiert – diese lagen nur zwei Tage auseinander –, Beni den Neunundzwanzigsten und Moni den Achtundzwanzigsten. Zur Feier des Tages liessen sie

sich in ihrer gemütlichen Wohnung einen selbst gebackenen Kuchen schmecken und tranken dazu ein Glas Rotwein. Dabei wurden Zärtlichkeiten ausgetauscht, und später, im Bett, wurde weitergeküsst und -liebkost. Leidenschaftlich umschlang sie ihn schliesslich mit den Beinen, und er drang in sie ein. Gegenseitig trieben sie sich zum Höhepunkt – bis sie ermattet und eng umschlungen einschliefen.

Beni dachte nach: Moni war sicher schon über das Vorgefallene informiert worden. Polizist Schumann hatte mit ihr vermutlich längst telefoniert. Und Moni hatte es vor Schreck die Sprache verschlagen. Aber was konnte er tun? Er war bei der Leiche entdeckt worden. Dazu war die tote Hermine die jüngere Schwester Monis, und die beiden mochten sich sehr. Verzweifelt riss Beni an der Stalltüre, denn die Hütte war abgeschlossen. Der alte Stall ächzte unter der Wucht des Sturms. Erst jetzt fiel Beni auf, dass der Föhn immer stärker blies und bald Orkanstärke erreichen würde.

Beni wäre gern hiergeblieben, unter dem schützenden Dach, aber das konnte er nicht riskieren. Sicher hatte man im Dorf bereits Suchhunde organisiert, die seine Spur aufnehmen. Seine Kleidung aber war für das Gebirge sehr ungeeignet. Nebst einer Armbanduhr, einem Sackmesser und einem Feuerzeug, das er jeweils brauchte, um an seinem Arbeitsplatz den Schweissbrenner zu entzünden, hatte er nur noch das Portemonnaie dabei.

Kurz entschlossen tastete sich Beni durch den Stall zur Leiter, die auf den Heuboden führte. Vom Älpler, bei dem er zur Sommerzeit gar manchmal ein- und ausging, wusste er, was alles dort oben überwinterte. Da waren Sensen,

Gabeln, Rechen, aber auch zwei Heutücher, um das Heu für Notfälle bündelweise in den Stall tragen zu können.

Diese beiden Tücher schulterte Beni und wollte wieder hinaus. Unter der Tür stiess er mit dem Kopf an eine aufgehängte Tasche. Darin fand er hartes Brot, das vom Schaf-trieb im Herbst übrig geblieben war. Hastig wickelte er die Tasche in die Tücher, schloss die Tür hinter sich und lief weiter. Er wusste nur einen sicheren Ort, und den wollte er unbedingt erreichen.

* * *

Schon als Kind und auch später, als er zur Schule gegangen war, hatte Beni jede freie Minute bei seinem Onkel Oskar verbracht. Er war der Bruder seines Vaters, verheiratet, aber kinderlos. Ein äusserst liebenswürdiger Kerl, der nahe am Stadtrand als Bauer tätig war. Er war grauhaarig, von untersetzter, robuster Gestalt und hatte Hände, die gewohnt waren zuzupacken.

Was waren das für schöne Zeiten, als Beni mit seinem kleineren Bruder Eugen auf dem Bauernhof herumtollte! Oskar zeigte ihnen alles. Wie man sät, erntet, düngt und vor allem, wie man mit dem Vieh am besten zurechtkommt. Jeden Herbst aber stellte Oskar für vierzehn Tage einen Stellvertreter ein – dann war nämlich Jagdzeit, und diese wollte er um nichts in der Welt verpassen. Oskar war ein guter Jäger und ein äusserst präziser Schütze.

Wie war Beni stolz, als er das erste Mal mit Oskar auf die Jagd durfte! Die Nacht zuvor konnte er kaum schlafen. Er wachte immer wieder auf und stellte sich vor, wie sie morgen früh einen Gämsbock schiessen würden. Bereits um vier Uhr fuhr Oskar mit seinem Jeep vor. Benis Mutter

hatte schon am Abend den Rucksack gepackt. Der Junge stürzte sich hastig in seine Kleider, damit sein Onkel nicht lange warten musste. Die Mutter, eine etwas kränkliche Frau, strich Beni übers Haar und ermahnte Oskar, sie sollten alle beide gut aufpassen und am Abend zeitig wieder heimkommen.

Der Morgen war recht kühl, als Beni und sein Onkel bei eben dieser obersten Hütte eintrafen. Es war noch dunkel, und Oskar ermahnte Beni, er solle seine Fragerei einstellen und möglichst leise sein, sonst würden sie den ganzen Tag kein Tier zu sehen bekommen.

Also schwieg Beni. Er lief, so gut es ging, Oskar auf Schritt und Tritt hinterher. Knapp unter einem grossen Grat durchquerten die beiden in südlicher Richtung eine steile Wiese.

So hoch oben war Beni noch nie! Er stellte auch fest, dass es hier schneller Tag wurde als unten im Tal. Als es wirklich hell genug war, um auch einen gezielten Schuss abzugeben, brauchten sie nur noch knapp hundert Meter geradeaus zu laufen, bis sie in ein kleines Hochtal hinabsehen konnten. Beni traute seinen Augen nicht: Er wusste bisher nichts von diesem kleinen Tal, war aber sofort davon fasziniert.

Eine kleine Runse sprudelte über einen Felsen in das zwölf Meter tiefer gelegene Tal hinunter, floss von dort durch die kleine Grünfläche und stürzte als Wasserfall hundert Meter in die Tiefe. Oskar brummte leise: «Schön hier oben, nicht wahr?» Beni nickte nur, weil er bereits unten auf der Bergwiese einige weidende Gämsen erspäht hatte.

Wortlos zeigte er in die Tiefe. Oskar nickte und griff zum Fernglas. Dann reichte er es Beni und flüsterte: «Siehst du

die alte Geiss, weit über den anderen auf dem Felsvorsprung? Wenn die uns bemerkt, sehen wir in zehn Sekunden keine einzige Gämse mehr!» Beni sah auch vier oder fünf Murmeltierfamilien, die sich da unten tummelten. Er hätte stundenlang zuschauen können, und hundert Fragen lagen ihm auf den Lippen. Er schluckt sie aber tapfer hinunter und kauerte sich wie Oskar nieder.

Sicher eine halbe Stunde starrte Oskar in die Tiefe. Beni wunderte sich, weshalb er denn diese Geiss nicht endlich erlegte. Langsam wurde es Beni zu kalt, er fasste sich ein Herz und lispelte zu Oskar hinüber: «Warum schiesst du nicht?»

Oskar robbte etwas näher heran und erklärte Beni, dass er die Geiss nicht schießen dürfe, weil noch ein Kitz dabei sei. Den stattlichen Bock hingegen würde er gern erlegen, aber der sei zuunterst.

«Stell dir vor: Wenn ich den Bock schieße, muss ich ihn zuerst bis zum Felsen hochtragen, um ihn dann noch mit dem Seil zu uns heraufzuziehen – das geht nicht!»

«Führt denn von dort unten kein Weg ins Tal?», wollte Beni wissen.

«Nein, aber als ich und dein Vater noch jung waren, sind wir einmal von unten her die Felsen hochgeklettert, aber mit einer Gämse auf dem Rücken hinuntersteigen – völlig unmöglich!»

«Und, was machen wir jetzt?», bohrte Beni weiter.

«Jetzt müssen wir warten, bis der Bock weiter oben ist. Falls das je geschieht. Erst dann können wir vom Schiessen reden.» Sagte es und legte sich rücklings in das kurze Gras. Beni tat es ihm gleich, aber der Boden war kalt. Ihn fror noch mehr als zuvor. Hätte er doch auf seine Mutter

gehört, als sie ihm einen dicken Kittel mitgeben wollte! Einige Minuten später zitterte Beni am ganzen Leib, aber er blieb mucksmäuschenstill liegen.

Endlich bemerkte Oskar, dass Beni jämmerlich fror. Wortlos griff er in seinen Rucksack und zog eben den Kittel heraus, den Beni hätte mitnehmen sollen. Dankbar kuschelte sich Beni in das Kleidungsstück. Eine wohlige Wärme überkam ihn.

Beni wurde am Arm gezupft. Er fuhr hoch, aber Oskar drückte ihn behutsam wieder nieder: «Beni, du hast jetzt eine Stunde geschlafen, das ist gut so, weil nämlich der Bock erst jetzt höher hinaufgestiegen ist.» Beni wurde rot. Er wollte ein Jäger sein – und schlief während der Jagd ein!

Aber Oskar verzog keine Miene, griff wieder in den Rucksack und zog einen weissen Tuchsack heraus. Daraus klaubte er etwas umständlich einen Laib Brot und zwei Hauswürste. Beim Anblick der Würste leuchteten Benis Augen. Sie waren sein Leibgericht! Immer wenn er beim Onkel auf dem Hof weilte, holte Oskar zum Znüni eine Hauswurst. Beni zappelte jeweils vor Ungeduld, bis er den ersten Bissen bekam.

Beide kauten nun einträchtig am Brot und an den Würsten. Selbstverständlich hatte Beni auch sein Sackmesser mitgenommen, das er zu Weihnachten von Oskar geschenkt bekommen hatte. Wasser tranken sie anschliessend aus der hohlen Hand, direkt von dem plätschernden Bergbächlein.

Es mochte kurz vor der Mittagszeit sein, als Oskar wieder einmal durch sein Fernglas in die Tiefe blickte. Er gab es an Beni weiter: «Jetzt ist er oben!» Beni schaute hinunter, konnte jedoch nicht feststellen, welches Tier sein Onkel

meinte. Aber er nickte allwissend und sah zu, wie Oskar langsam nach seinem Stutzer griff.

Obschon Beni wusste, dass jetzt ein Schuss fallen würde, erschrak er heftig. Der Knall in dieser Stille dröhnte fürchterlich in seinen Ohren. Es sah hinunter. Der Bock überschlug sich und blieb zwei Meter weiter unten liegen. Die anderen Gämsen sprangen wild durcheinander; nur die alte Geiss setzte mit einem Sprung auf ein Felsband und schaute zurück. Das Kitz musste zweimal zum Sprung ansetzen, bis es oben bei seiner Mutter war, dann verschwanden beide um eine Felskante. Der Rest des Rudels sah die alte Geiss auch weglaufen und hetzte in weiten Sprüngen hinterher.

Bis Oskar sein Bergseil befestigt hatte und hinuntergestiegen war, den Bock ausgeweidet und ihn am Seil festgebunden hatte, dauerte es aber weitere zwei Stunden. Dann kletterte Oskar am hängenden Seil hoch. Gemeinsam zogen sie nun den fast siebzig Pfund schweren Bock herauf. Benis Hände glitten über die beiden stattlichen, stark gebogenen Hörner, und seine Augen leuchteten vor Freude über ihre erfolgreiche Jagd.

Der Transport der Beute zum Jeep war kein Honiglecken. Oskar trug den Bock oben auf dem Rucksack und hielt die vier zusammengebundenen Beine über dem Kopf mit einer Hand fest.

Er war froh, dass Beni ihm wenigstens den Stutzer abnahm. Mit stolzgeschwellter Brust trug er das Gewehr wie eine Jagdtrophäe und kam sich unendlich wichtig vor.

Es dunkelte bereits, als Oskar und Beni zu Hause ankamen. Benis Mutter war schon zwei Mal unruhig vor die Haustüre gegangen, um zu sehen, ob die «Jäger» endlich in Sichtweite seien. Als Oskar nun Benis Mutter auch noch erzählte, wie geschickt und tapfer sich der Junge angestellt hatte, jubelte das Herz in Benis Brust. «Nicht einmal die Kälte konnte ihm etwas anhaben, schliesslich ist er ja kein <Weichei>», beendete Oskar seine Ausführungen. Er blinzelte Beni vielsagend zu und verabschiedete sich.

Von da an war Beni bei jeder Jagd ein oder zwei Mal dabei. Kurz vor Schulende kaufte ihm Oskar ein Luftgewehr und lehrte ihn, damit umzugehen. Beni lernte schnell. Bald einmal musste sich der Onkel wacker ins Zeug legen, damit er die besseren Resultate schoss als Beni. Kaum zwanzig Jahre alt, bestand Beni die Jagdprüfung mit Bravour. Daraufhin hatte ihm Onkel Oskar vor Freude bereits einen Stutzer gekauft.

Seither gingen sie gemeinsam auf die Jagd. Hatten sie Jagdglück, trug nicht mehr Oskar das Tier, sondern Beni. Er war nämlich mit seiner Kletterei und verschiedenen Trainings auch im Turnverein zu einem zähen, drahtigen und vor allem kräftigen Jüngling geworden.

Auch letzten Monat waren sie noch hier oben. Beide konnten bereits am ersten Tag der Jagd eine Gämse erlegen. Allerdings mussten die Tiere nicht mehr mit dem Seil den Felsen heraufgezogen werden, denn jetzt ging es abwärts. Beni hatte nämlich schon im ersten Jagdjahr die Felswand von unten her bestiegen, später mit einem Spitz Eisen so weit nachgeholfen, dass er einigermaßen trittsicher, mindestens bei guter Witterung, klettern konnte.

Freilich war die Felswand immer noch um die hundert Meter hoch, aber Beni hatte das erste Tier hinuntergetragen, und kaum war Oskar mit dem Ausweiden des zweiten Tieres fertig und genoss eine Hauswurst mit Brot, sah er ganz unten Beni bereits wieder hochsteigen. Oskars Weg aber blieb der von oben; das Klettern sei nichts mehr für ihn, so sein Kommentar. Beni wollte ihn mit dem Seil sichern, aber Oskar war nicht umzustimmen. Früher, als Jakob Bergmann und Oskar noch kaum zwanzig Jahre alt gewesen waren, hatte man sie oft beim Klettern getroffen. Aber später hatte er als Bauer weder Zeit noch Lust gehabt, die Wände hochzuklettern. Für Bergmann war das Klettern eher eine Abwechslung, vor allem dann, wenn es viel Büroarbeit zu erledigen gab.

* * *

Moni war, kaum hatte Beni das Haus verlassen, zu Bett gegangen, las noch eine regionale Zeitung, schlief aber während des Lesens ein. Sie wachte plötzlich auf, weil sie glaubte, etwas gehört zu haben.

Schon wollte sie sich wieder unter die Decke kuscheln, weil der Föhn inzwischen richtig tobte, als sie diesmal deutlich ein Klopfen hörte. Sie machte Licht und ging zur Haustür. Da stand aber nicht Beni, sondern Stefan Schumann. Der machte ein bekümmertes Gesicht, darum fragte Moni spontan: «Ist etwas passiert?»

«Leider ja!», würgte Schumann zwischen den Zähnen hervor. «Darf ich eintreten?»

Moni erinnerte sich an ihren Anstand, bat Stefan in die Küche und wies ihm einen Stuhl an. Der setzte sich umständlich hin. Er hiess Moni, ebenfalls Platz zu nehmen, weil er schlechte Botschaft bringe.

Moni wurde bleich, weil sie inzwischen einen Blick auf die Uhr geworfen hatte. Wo war Beni?

Dann brach es aus Schumann heraus, und er schilderte, wie er beim Fabrikgebäude auf Hermine und Beni gestossen sei. Seine geliebte Hermine könne nur von Beni getötet worden sein, er habe ihn nämlich dort über Hermine gebeugt angetroffen. Dann begann er wieder zu weinen.

Moni wurde übel. Sie glaubte einen Moment lang, das Bewusstsein zu verlieren, fing sich aber wieder. Als Krankenschwester war sie allerhand gewohnt, aber diese Geschichte drohte sie völlig aus dem Gleichgewicht zu bringen. Mit beiden Händen hielt sie sich krampfhaft am Tischrand fest, bis ihre Finger weiss wurden. Hermine sollte tot und Beni der Mörder sein? Sie war, wie Hermine, auf Du und Du mit Stefan Schumann, blickte ihn aber plötzlich kalt an und schrie: «Das glaube ich dir nicht, mache mit mir nicht so schlechte Witze!»

Schumann gab ihr zu verstehen, sie könne morgen nach Tagesanbruch zum Haus des Arztes gehen, um dort Hermine zu sehen. Beni aber sei geflohen.

«Mit mir nicht, Stefan, ich will jetzt hin, Beni wird sicher auch dort sein!» Moni eilte in ihr Schlafzimmer, entledigte sich ihres Pyjamas und zog sich schnell an. Schumann wandte zwar ein, der Arzt sei sicher schon im Bett, aber Moni liess sich nicht aufhalten. Da fuhr Schumann Moni mit dem Auto zur Praxis. Und siehe da: Bei Weibel brannte im ganzen Haus noch Licht.

* * *

Wachtmeister Schneider hatte seit dem Eintritt in sein Büro gute Arbeit geleistet. Nachdem er die sofortige Verfolgung Benis organisiert hatte, rief er beim Morddezernat an. Dort

war freilich nicht gleich jemand erreichbar, aber nach ein paar Klingeltönen meldete sich eine raue, laute Stimme: «Hier Morddezernat. Wer zum Teufel jagt mich nachts um zwei Uhr aus dem Bett? Morgen um acht Uhr können Sie wieder anru...»

Aber bevor der Mann mit der energischen Stimme den Hörer wieder auf die Gabel knallen konnte, rief Schneider laut und deutlich: «Es handelt sich um einen Mord!» Das sass!

«Was? Wie, wo, wann?», tönte es laut aus dem Hörer. «Weshalb sagen Sie das nicht gleich? Wie war doch gleich Ihr Name ...?»

Geduldig erklärte Schneider dem Brüllenden, was geschehen war.

Eine Stunde später war der «Brüller» bereits in Weibels Praxis. Ein wahrer Riese, der sich nicht nur in der Tür zur Praxis bücken musste, sondern auch drinnen nicht aufrecht stehen konnte, ohne dass seine Haare die Decke streiften. Immerhin stellte er sich bei Weibel vor: «Hans Krauer vom Morddezernat. Ich möchte die Leiche sehen!»

Der Arzt war etwas durcheinander. Eben erst hatte er Moni mit etlicher Mühe aus dem Haus gebracht und sie heimbegleitet; aber nicht, ohne zuerst Jakob Bergmann aus den Federn geholt zu haben. Der alte Polizist war bald zur Stelle gewesen und hatte sich angeboten, für den Rest der Nacht bei Moni zu bleiben.

Moni hatte nicht gewusst, wie ihr geschehen war, aber sie war Jakob dankbar gewesen, dass sie diese Nacht nicht allein sein musste. Es hatte angefangen zu regnen, und die Temperaturen sanken schnell gegen null Grad.